

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

29

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Juliette, der Beweis, daß meine Neigung zu Dir größer ist, als Du denkst, ist, daß ich Dich heute Abend sehen wollte.“

„Du sagst das in so erregtem Tone, Pierre. Warum heute mehr als an einem anderen Tage?“

„Weil Du vielleicht einige Zeit nichts von mir hören wirst.“

Juliette richtete sich jäh auf.

„Du reißt ab!“ sagte sie. „Wohin gehst Du? Ich will Dir folgen. Ich werde Dich begleiten; Du weißt, daß ich das Reisen gewöhnt bin; ich werde Dir keine Last sein.“

Rocheureuil zuckte die Achseln.

„Dann,“ fuhr sie fort, als sie diese Bewegung sah, „wirst Du mir wenigstens gestatten, mit Dir zusammen zu treffen?“

„Mein Kind, ich sage weder daß ich fortgehe, noch daß ich hier bleibe. Ich werde Dich nur einige Zeit nicht sehen, und es wird überflüssig sein, daß Du mir schreibst. Darum habe ich wie früher, bevor ich abreiste, den Abend bei Dir verbringen wollen.“

„Den ganzen Abend?“

„Einen Theil wenigstens.“

„Nein, den ganzen, oder geh' lieber gleich fort. Das ist mir lieber.“

„Ich muß beizeiten zurück sein, Juliette.“

„Du mußt mir wenigstens einmal den Willen thun, einmal wenigstens. Warum willst Du übrigens wieder zurückgehen? Thu' es doch nicht.“

„Würdest Du mich bei Dir behalten, Juliette?“

Ein Schauer überlief sie, sie wurde ganz bleich und ihre Lippen bebten.

„Spotte nicht“, murmelte sie.

„Ich spotte nicht, meine kleine Juliette. Ich versichere Dir, daß es mir durchaus kein Vergnügen ist, in das Gefängniß zurückzukehren, aber Herr Descoffes erwartet mich.“

Juliette brach in schnellem Wechsel der Stimmung in helles Lachen aus:

„Ach, dieser abentheuerliche Descoffes. Wie hast Du ihn nur bestimmen können, Pierre, daß er Dich hinausließ? Hast Du ihm viel Geld dafür gegeben?“

„Nicht einen Pfennig. Er öffnet mir die Thür einzig und allein, um mir gefällig zu sein.“

Juliette ließ ihr schönstes Lachen erschallen.

„D,“ sagte sie, das wundert mich nicht, Du bist ein großer Eroberer; niemand widersteht Dir. Du erlangst alles, was Du willst, von den Männern und auch von den Frauen. Hast Du mit Deiner schönen Frau von Pungarreau nicht auch gemacht, was Du wolltest?“

„Jetzt spottest Du über mich, Juliette. Doch thue Dir keinen Zwang an, Kleine; ich freue mich, wenn ich Dich lachen sehe.“

„Ich lache, um nicht zu weinen, Pierre. Mir ist das Herz so schwer, seit ich weiß, daß Du fortgehst. Wie lange wirst Du fort sein? Willst Du es mir sagen?“

Juliette legte den zärtlichsten Ausdruck in ihre Stimme. Sie hatte die Hände auf Rocheureuil's Knieen gefaltet, und halb zusammengesunken lehnte sie ihr feines, grazioſes Köpſchen mit den fast ganz geschlossenen Lidern darauf.

„Ich weiß es selbst nicht, Kind. Wahrhaftig, ich täusche Dich nicht. In einigen Tagen, vielleicht in einigen Wochen bin ich nicht mehr Herr meiner Zeit. Ich weiß auch nicht, ob ich hier oder anderswo sein werde. Vielleicht bleibe ich im Gefängniß, vielleicht gehe ich fort. Aber was auch geschehen möge, Du darfst Dich nicht mit mir beschäftigen, nicht nach mir forschen. Louis wird Dich benachrichtigen, wenn Du mir schreiben kannst.“

„Louis bleibt hier?“

„Ja.“

„So wirst Du also,“ sagte Juliette langsam, „in Lebensgefahr kommen? Sonst würdest Du ihn doch mitnehmen. Gehst Du nach Paris? Wird man sich dort schlagen, während der Kaiser nicht dort ist?“

Rocheureuil pfiß eine Melodie vor sich hin.

„Immer pfeife nur, Pierre, um Deine Erregung zu verbergen. Warum sagst Du mir nicht gleich, wie Dein Freund, der Abbé, daß solche Sachen die Frauen nichts angehen? Und doch bist Du glücklich, wenn ich Dir helfen kann, all die Leute, die Euch überwachen, an der Nase herum zu führen. Als ich im vorigen Monat mit Deinem Bruder bis in die Nacht hinein herumlief, um die Agenten auf eine andere Spur zu locken, da sagte man nicht, daß „das die Frauen nichts angeht.““

„Ist das ein Vorwurf, Juliette? Bedauerst Du, uns nützlich gewesen zu sein?“

„O nein, ich gehöre Dir, Pierre, und ich lebe nur, wenn ich Dir in irgend etwas nützen kann. Aber warum hast Du kein Vertrauen zu mir? Glaubst Du, daß ich nicht im Stande bin, Dein Geheimniß zu bewahren? Ich habe schon andere bewahrt! Ich möchte wohl wissen, wer mir ein Wort entreißen könnte, wenn es sich um Dich handelt.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Juliette; aber wenn Du darauf bestehst, verlasse ich Dich im Augenblick.“

Er machte Miene, aufzustehen. Juliette hielt ihn zurück, indem sie sich an ihn presste.

„O, mich verlassen, Pierre, mich verlassen, wenn ich Dich hier, dicht bei mir halte und Du nur mir gehörst für einen ganzen Abend, das ist nicht so leicht, wie Du denkst! Versuch es doch! Ich bin stark, wenn ich will, und wenn Du mir nicht weh thust. . . Könntest Du mir weh thun, Pierre?“

Sie nahm seine Hand und drückte sie lange an die Lippen.

„Siehst Du“, sagte sie dann, „versuche es doch einmal, mir diese Hand zu entziehen. Hindere mich doch daran, daß ich sie küsse. Da, jetzt bist Du ruhig und hältst ganz still.“

Während mehrerer Minuten sprach Juliette nicht. Es war, als wollte sie sich sammeln, um das Glück, das ihr Rocheureuil's Gegenwart gab, voll zu genießen. Sie regte sich nicht. Man hätte glauben können, daß sie schlief. Plötzlich schlug sie die Augen auf, sah ihn von der Seite an und sagte:

„Schwöre mir, daß Du nicht in Lebensgefahr kommst.“

Rocheureuil mußte lachen.

„Ich glaube schon,“ sagte er, „daß Du nicht mehr daran dachtest. Aber Ihr Frauen braucht nur einen Gedanken zu verfolgen! Ich soll Dir schwören, daß ich nicht in Lebensgefahr bin? Ich schwöre niemals.“

„Nun, sage mir einfach, ohne die Augen wegzuwenden, Hand in Hand: Meine kleine Juliette, ich bin sicher, daß ich Dich nicht zum letzten Male sehe; ich verspreche Dir, daß ich in dieses Zimmer zurückkehren werde; ich verspreche Dir, daß Du Deinen Kopf wieder auf meinen Knieen ruhen lassen kannst!“

Rocheureuil schwieg.

„Ah, siehst Du wohl,“ sagte sie lebhaft, „siehst Du wohl, Du wagst nichts zu versprechen, Du wagst nicht zu lügen!“

Rocheureuil war mehr beunruhigt, als er scheinen wollte und als er sich selbst gestand. Juliette's Beharrlichkeit reizte ihn. Und doch kam ihm der Gedanke nicht, aufzustehen und sie von sich zu stoßen. Im Gegentheil, er schloß sie in seine Arme und sprach ihr sanft zu wie einem Kinde, dem man Vernunft beibringen will.

„Du wärest also sehr unglücklich, meine kleine Juliette, wenn ich nicht wieder käme? Denke doch, ich bin im Gefängniß und sehe Dich fast gar nicht. Möchtest Du nicht, daß ich Dir ganz gehöre? Sprich. Nun, höre, in einigen Tagen bin ich frei.“

„Ist das wahr?“ sagte sie.

„Es ist wahr. Und ich werde hierher kommen, so oft Du willst.“

„O, ich kenne Dich; Du sagst das nur, um mich zum Schweigen zu bringen. Ich glaube Dir nicht. Da Du übrigens die „Heimsuchung“ verlassen kannst, warum gehst Du nicht ganz fort? Du verbirgst Dich einige Zeit und dann gehst wir — gehst Du nach England. Wenn Du willst, kann ich Dich verbergen. Willst Du?“

Rocheureuil schüttelte den Kopf.

Dann herrschte Schweigen. Juliette hatte sich Pierre in die Arme geworfen, und ihr Herz schlug wie das eines Vögelchens, das man in der Hand hält.

„Du sagst nichts mehr, Juliette, bist Du böse?“ sagte er ganz leise.

„Nein,“ antwortete sie, „aber hier ist mir so weh!“

Und sie zeigte auf das Herz. Man sah, daß sie nahe daran war, in Schluchzen auszubrechen.

Da hob Rochereuil sie zu sich empor und ihr Haar mit den Lippen berührend, flüsterte er kaum vernehmlich:

„So sehr liebst Du mich, Juliette?“

So leise er gesprochen hatte, sie hatte ihn doch verstanden. Sie schlug die Augen einen Moment auf und senkte sie dann wieder. Dann ließ sie das Haupt auf Pierre's Schulter sinken und sagte noch leiser:

„Und Du, Du findest mich nicht zu häßlich?“

XX.

Am nächsten Tage — es war der Tag, an dem die fünf Personen, von denen in dem Briefe Drault's an den Polizeiminister die Rede ist, im Hotel des Trois-Billets vor der Weiterreise halt gemacht hatten — traf Rochereuil auf dem Gesängnißhofe den ehrenwerthen Descoffes.

„Der Abbé und ich,“ sagte er zu ihm, „haben Ihnen, Herr Oberinspektor, eine sehr dringende Mittheilung zu machen.“

Descoffes erblickte.

„Was giebt es denn noch?“ flüsterte er. „Ist es nicht genug, daß . . .?“

Sie wollen sagen: Ist es nicht genug, daß ich Sie in der vergangenen Nacht gebeten habe, mir die Thür zu öffnen? Nein, Herr Descoffes, das ist nicht genug; nehmen Sie Ihren Muth zusammen . . . Sie sollen den Schmerz haben, uns zu verlieren. Der Abbé und ich verlassen Sie; wir treten heute Abend eine kleine Reise an, und da ich Sie nicht täuschen will, erkläre ich Ihnen, daß wir wenigstens zehn Tage fern von Ihnen sein werden.“

Aber das ist unmöglich! Ich bin verloren!“ stammelte der Inspektor.

„Es ist nicht unmöglich, und Sie sind nicht verloren. Zunächst wird niemand uns zu sehen verlangen. Meine Mutter wird sich von Poitiers entfernen, damit die Unterbrechung ihrer Besuche nicht auffällig erscheint. Es bleiben noch die Behörden, der Unterpräfekt und Herr Drault. Ja, wenn die kommen, sind Sie ertappt. Aber bedenken Sie, daß sie kaum zweimal hierher gekommen sind. Darauf müssen wir es ankommen lassen. Sie haben die Wahl zwischen dieser Gefahr und den Galeeren. Im schlimmsten Falle können Sie Ihre Stellung verlieren. Sie werden schon ein hübsches Häufchen Geld beisammen haben und dann können Sie ja Ihr nächtliches Handwerk fortsetzen. Kurz, ich bin untröstlich, daß ich Ihnen Kummer bereiten muß, aber wir reisen diese Nacht. Einverstanden, nicht wahr?“

Descoffes streckte die Arme gen Himmel. Er hätte weinen mögen.

„Wann werden Sie zurück kommen?“ sagte er in dem erbarmungswürdigsten Tone der Welt.

„Herr Rochereuil hat es Ihnen schon gesagt. In zehn Tagen frühestens, spätestens in vierzehn Tagen,“ sagte der Abbé.

Und leise fügte er hinzu:

„Wenn wir zurückkommen.“

„Versäumen Sie es nicht, meine guten Herren, versäumen Sie es nur nicht,“ bettelte der unglückliche Descoffes. Haben Sie Mitleid mit einem armen Familienvater, der nur sein Amt hat, um sein Leben zu fristen.“

(Fortsetzung folgt.)

Technische Rundschau.

(Eine verbesserte Petroleum-Glühlampe. Aenderungen an der Arons'schen Quecksilber-Bogenlampe. Dampfmaschine und Dynamomaschine. Gewinnung von Elektrizität direkt aus Kohle.)

Die zu Anfang dieses Jahres von der Gesellschaft Meteor auf den Markt gebrachte Petroleum-Glühlampe hat sich die Zuneigung des Publikums in hervorragendem Maße bisher nicht erringen können. Abgesehen davon, daß der Brenner außerordentlich heiß wird, bedeckt sich der Glühkörper sehr leicht an vielen Stellen mit einer dicken Rußschicht, durch die die Leuchtstärke nicht unerheblich beeinträchtigt wird. Der hauptsächlichste Grund hierfür liegt in dem Umstande, daß die Dochtfläche nicht vollkommen frei liegt, so daß man nur mit Mühe an die Endfläche des Dochtes gelangen und diese eben machen kann; ein ebenes Dochtende ist aber gerade bei der Petroleum-Glühlampe sehr wichtig, weil kleine Faserchen weiße Flämmchen erzeugen, die auf den Glühkörper Ruß absetzen. Weiter wirkt es sehr störend, daß die Lampen

oft ein lästiges Brummen hören lassen, das dann entsteht, wenn der Glühkörper nicht genügend einreguliert ist. Durch ein geringes Heben oder Senken des Glühkörpers kann man das Brummen zwar beseitigen, und ebenso wenig macht das Herausbrennen der erwähnten Rußflecke erhebliche Schwierigkeiten; aber der Konsument will an seiner Lampe möglichst wenig zu thun haben und wandte sich daher von der neuen Erfindung unbefriedigt bald wieder ab.

Wie die Zeitschrift für Beleuchtungswesen mittheilt, ist jetzt von derselben Gesellschaft eine verbesserte Petroleum-Glühlampe zum Verkauf gestellt, in der die gerügten Mängel vermieden sind: der übergroßen Erhitzung des Brenners ist durch größere Oeffnungen im ganzen Brennerkorbe vorgebeugt worden. Damit man ferner mit Leichtigkeit an den Docht gelangen und diesen reinigen kann, ist der ganze Obertheil des Brenners mit der Gallerie, der Brennerklappe und dem Glühkörper leicht abnehmbar eingerichtet worden. Schließlich ist noch eine Schraube angebracht worden, durch die man den Glühkörper bequem heben und senken kann, wodurch ein etwa auftretendes Brummen leicht zu beseitigen ist. Nach der genannten Zeitschrift ist die Lampe jetzt ebenso einfach zu handhaben und zu regulieren, wie jede gewöhnliche Petroleumlampe; vielleicht wird sie in Folge dessen eine schnellere Verbreitung als bisher erringen.

Auch eine andere Lampe ist, wie wir derselben Zeitschrift sowie den „Annalen für Physik“ entnehmen, in der letzten Zeit etwas abgeändert und für manche Zwecke brauchbarer gestaltet worden, nämlich die von Dr. Arons vor zwei Jahren konstruirte Quecksilber-Bogenlampe. In den Schenkeln eines umgekehrten U-förmigen Rohres, das sehr gut luftleer gepumpt ist, befindet sich Quecksilber, das durch eingeschmolzene Platinröhren mit der elektrischen Stromleitung in Verbindung steht. Das Quecksilber wird durch Reigen oder Schütteln für einen Augenblick zur Berührung gebracht, so daß der elektrische Strom geschlossen ist, und dann bildet sich sofort der Lichtbogen, der nun stundenlang ohne jeden Materialverbrauch und ohne die Luft irgendwie zu verschlechtern, leuchten kann. Wenn das Licht wegen seiner grünlichen Farbe auch nicht sehr gut für Beleuchtungszwecke zu verwenden ist, so eignet es sich doch außerordentlich gut für alle optischen Messungen, bei denen man intensives Licht von einer bestimmten Farbe verwenden will; denn die spektrale Zerlegung des Lichtes zeigt, daß es nur aus einigen wenigen sehr hellen Lichtarten zusammengesetzt ist.

Wie man weiß, geschieht die Fortpflanzung des Lichtes durch eine wellenförmige Erschütterung des Aethers, und die verschiedenfarbigen Lichtarten unterscheiden sich durch die Wellenlänge der ihnen entsprechenden Bewegung. Obwohl es sich bei diesen Wellenlängen nur um wenige Zehntausendstel eines Millimeters handelt, also um Strecken, die wir gar nicht mehr einzeln unterscheiden können, gehören sie doch zu denjenigen, die wir am allgeringsten messen können, und die auch mit großer Genauigkeit bestimmt sind. Daher ist mehrfach der Vorschlag angestellt, eine dieser Wellenlängen an Stelle des Meters zur absoluten Längeneinheit zu wählen, mit der die übrigen Längen zu messen seien. Speziell die Wellenlänge einer vom glühenden Cadmiumgase ausgestrahlten Lichtart ist für diese Vergleichung mit dem Meter ausersehen. Daher hat Prof. Gumlich am Polytechnikum in Charlottenburg versucht, die Lampe statt mit reinem Quecksilber mit einem Amalgam aus Cadmium und Quecksilber zu betreiben. Es stieß das auf große Schwierigkeiten, weil schon die geringsten Mengen von Luft genügen, um das Amalgam mit einer hindernden Oxydschicht zu überziehen. Schließlich gelang es durch mehrmaliges Filtriren des Amalgams und wiederholtes Auspumpen der Luft aus der Röhre ein sehr blankes Amalgam zu bekommen, mit welchem der Lichtbogen leicht herzustellen ist. Zwar erreichen die vom Cadmium ausgesandten Lichtarten bei weitem nicht die Helligkeit des Quecksilber-Lichtes bei der einfachen Lampe, aber sie können doch sehr gut zu Messungen der Wellenlängen benutzt werden.

Die Ausnutzung der in mechanische Arbeit umzuwandelnden Energie ist bei den elektrischen Maschinen viel bedeutender, als bei den Dampfmaschinen, wodurch die ersteren von vornherein ein gewisses Uebergewicht über die letzteren haben. Eine Maschine ist ja nicht, wie mancher auf den ersten Anblick wohl meint, eine Vorrichtung, um Arbeit aus nichts zu gewinnen, sondern die Arbeit kann von ihr nur geleistet werden, indem Energie in anderer Form aufgewendet wird. Bei den Dampfmaschinen ist es die in den chemischen Kräften zwischen der Kohle und dem Sauerstoff der Luft aufgespeicherte Energie, die auf dem Umweg über die Wärme zur mechanischen Arbeitsleistung benutzt wird. Wenn ein Kilogramm Kohle verbrannt, d. h. sich mit dem Sauerstoff der Luft zu Kohlen-säure vereinigt, so entsteht eine Wärme, die ausreicht, um 8000 Liter Wasser um einen Grad zu erwärmen. Wenn die Wärme, die einen Liter Wasser um einen Grad erwärmt, sich vollständig in mechanische Arbeit umsetzt, so kann man damit 425 Kilo einen Meter hoch heben. Durch die Verbrennung eines Kilogramms Kohle wird also Wärme verfügbar, mit der man 8000 mal 425, also mehr als 3 Millionen Kilo einen Meter hoch heben könnte. In Wirklichkeit erhält man leider nur einen sehr kleinen Theil dieser Arbeit; es giebt Dampfmaschinen, besonders kleinere, bei denen noch nicht ein Prozent dieser Arbeit nutzbar wird, und selbst bei den am rationellsten gebauten großen Schiffsmaschinen und den in den Elektrizitätswerken zum Antreiben von Dynamos verwendeten, sind kaum mehr als 12 pCt. der berechneten theoretischen Arbeit verwertbar.

Ganz anders ist es, wie gesagt, bei den großen Dynamomaschinen. Schon vor 15 bis 20 Jahren gab die sog. elektrische

Kraftübertragung etwa 50 pSt. derjenigen Arbeit, die man der ersten Dynamomaschine zugeführt hatte, aus der zweiten in verwendbarer Form wieder, und seitdem sind die Maschinen beständig verbessert worden, so daß heute die besten 94 pSt. der zugeführten Arbeit zurückgeben, und solche, die unter 90 pSt. leisten, kaum noch in Gebrauch sind. Den Dynamo wird meist mechanische Arbeit durch eine Dampfmaschine oder von fließendem Wasser zugeführt. Im letzteren Falle giebt die Turbine, welche den Uebergang der Energie vom Wasser an die Dynamomaschine vermittelt, 75 pSt. der hineingelangenenden Energie weiter, und da die Dynamo hiervon 94 pSt. verwertet, so werden im ganzen 70 pSt. der Energie des Wassers nutzbar.

Ganz anders und viel weniger rationell stellt sich die Sache bei den Dynamos, die durch Dampfmaschinen angetrieben werden. Denn da die letztere nur 12 pSt. der in der Kohle enthaltenen Energie ausgiebt, so giebt die Dynamo schließlich nur 1 1/2 pSt. dessen wieder, was einer vollständigen Ausnutzung der Kohle entsprechen würde. Daher liegt der Gedanke sehr nahe, den Versuch zu machen, die in der Kohle aufgespeicherte Energie ganz unmittelbar und ohne den Umweg über die Dampfmaschine zu machen, in elektrischen Strom zu verwandeln und dem Elektromotor zuzuführen. Der erste, der in dieser Richtung einen Erfolg, wenn auch nur im Kleinen, erzielte, war wohl Edison, dessen erstes Patent aus dem Jahre 1891 stammt. Er ließ von dem Deckel einer eisernen Retorte einen Kohleylinder in sie herabhängen, während sich im Innern der Retorte Eisenoxyd befand. Beim Erhitzen bildet sich Kohlenäure, während das Eisenoxyd zu reinem Eisen reduziert wird, und dieser Prozeß dauert so lange, als noch Kohle und Eisenoxyd vorhanden sind. Durch diesen chemischen Vorgang entsteht nun ein elektrischer Strom, da sowohl an die Kohle als an die Retorte Leitungsdrähte geführt sind.

Auf ähnlichem Wege ist die direkte Gewinnung von Elektrizität aus Kohle in den letzten Jahren vielfach versucht worden; eine ganze Reihe neuerer Vorrichtungen sind z. B. soeben in der Zeitschrift für Elektrochemie beschrieben worden. Zu einer Anwendung im großen hat bisher noch keine geführt; doch ist kaum daran zu zweifeln, daß die Technik schließlich auch dieses Problem bewältigen wird. Dann würde der Dampf endgiltig verdrängt werden; die rauchenden Schornsteine und Fabrikschloten, die jetzt selbst noch in den Elektrizitätswerken zu finden sind, müssen verschwinden und anmühtigeren Gebilden Platz machen. — Bt.

Kleines Feuilleton.

— Aus dem schwarzen Sibirien. Haarsträubende Dinge über das Leben der Strafgefangenen werden neuerdings wieder aus Georgia berichtet. Georgia besitzt keine Gefängnisse und Zuchthäuser wie die übrigen Staaten der Union, sondern die Sträflinge werden hier Privatunternehmern gegen einen bestimmten Betrag überantwortet, die dann meistens aus den Verurtheilten soviel wie irgend möglich herauszupressen suchen. Georgia hat sich dadurch den Namen des schwarzen Sibiriens der Vereinigten Staaten verdient: was die Gefangenen in den dortigen Kohlengruben zu erdulden haben, ist ein blutiger Hohn auf die Zivilisation und Humanität des Landes. Erst in diesen Tagen wurde ein Sträfling aus dieser irdischen Hölle befreit, nachdem er dort volle zwanzig Jahre zugebracht hatte, ohne während dieser Zeit jemals das Sonnenlicht gesehen zu haben. Nur einem Gnadenakte Gouverneur Atkinson's verdankt der Unglückliche seine Befreiung, denn er war aus Lebenszeit verurtheilt wegen einer Brandstiftung, die er als neun-jähriger Knabe begangen hatte. Er und drei andere wegen desselben Verbrechens verurtheilte Jungen wanderten in die Dade-Kohlengrube in den Lookoutgebirgen, um dort bis an ihr Lebensende die schwerste Arbeit bei der brutalsten Behandlung zu verrichten. Trotz schwerer Arbeit entwickelte sich Myder Dillard — dies ist der Name des Unglücklichen — körperlich schnell und wurde im Laufe der Jahre ein ungewöhnlich kräftiger Mensch, blieb aber intellektuell auf der denkbar niedrigsten Stufe. Als er nach seiner Begnadigung nach Atlanta zurückkehrte, waren seine drei Kameraden längst dem furchtbaren Leben in den Kohlengruben erlegen, und er selbst erschien wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Seine Augen bedurften längerer Zeit, um sich an das Tageslicht zu gewöhnen, die Namen der gewöhnlichsten Dinge auf der Erdoberfläche hatte er längst vergessen, und seine Sprache wurde nicht verstanden, da er sich unter der Erde das Jargon der Sträflinge vollständig angeeignet hatte. Er erhielt Beschäftigung auf einem Kohlenhose und zeigte sich dort als fleißiger Arbeiter. Seinen Mittheilungen zufolge wurde ihm am ersten Tage in der Grube eröffnet, daß er täglich zwölf Tonnen Kohle zu fördern oder die Peitsche zu kosten habe. Zuerst war er außer stande, das Quantum zu liefern, als er aber sah, wie die Aufseher seine Unglücksgefährten in der brutalsten Weise auspeitschten, arbeitete er mit der Kraft der Verzweiflung und konnte schließlich das Verlangte liefern. Um 4 Uhr morgens erhielten die Sträflinge ihr Frühstück, um sofort an die Arbeit getrieben zu werden, und nach Vollendung des Tagewerks wurden sie mit Ketten aneinandergesesselt, worauf sie nach ihrem Lagerplatz neben dem Schachte geführt wurden. Ein Verschnaufen bei der Arbeit gab es nicht, denn wer die Spitzhau auch nur einen Augenblick ruhen ließ, bekam sofort die Peitsche. Ob auf der Erdoberfläche Regen fiel oder die Sonne schien, wußten die lebendig Begrabenen nicht, nur eine Glocke verkündete das Hereinbrechen der Nacht, wenn das Tagewerk vollbracht war. —

Theater.

Luisen-Theater. Da es nun einmal trauriger Brauch geworden ist, auch über die wichtigsten theatralischen Neuheiten zu berichten, so sei in ein paar Worten der Dienstagspremière am Luisen-Theater gedacht. Man gab die Erstlingsarbeit „Das verbotene Schauspiel“ von Jacob Lippmann. Der Autor ist in seinem gerechten Herzen offenbar über die Zensur verärgert, und um seinem Groll Luft zu machen ersann er eine Hof- und Liebesgeschichte, deren intriganter Theil sich auf die Theaterzensur erstreckt. Die Geschichte selbst gehört zu jenen Dingen, die nicht aus lebendiger Anschauung entstanden sind, die vielmehr am Schreibtisch dilettantisch erkügelte werden. — Der Erbprinz eines kleinen Fürstenthums hat ein Stück geschrieben, das pseudonym am Hoftheater aufgeführt werden soll. Das Stück ist aber ganz mies gearbeitet und langt nichts. Um dem Prinzen eine böse Enttäuschung und Niederlage zu ersparen, steckt sich die Kousine, die den jungen Herrn liebt, hinter die Zensur, die das Schauspiel in der That verbietet. Der Zensor glaubt in seiner Unschuld, das Stück habe ein gewisser Thiel geschrieben. Von einem freimüthigen Regisseur erfährt der Prinz die Wahrheit, und sein Vater, der regierende Herr, hebt zum Schluß die ganze Zensur auf. — Das war sehr gnädig von dem alten Herrn. Jacob Lippmann braucht sich indessen keine Sorgen zu machen. Seine „Kampfstücke“ haben nichts zu befürchten. Der Unfähigkeit thut die Zensur nichts, grundsätzlich nicht. Drollig, wie das Bemühen des Autors, war auch die Mühe der Schauspieler, die rechten „Lente bei Hofe“ herauszubeißen. Ein Theil des Publikums nahm die Geschichte trotzdem recht ernst und klatschte Beifall. —

— Die erste Aufführung des Drama's „Bartel Turaser“ von Philipp Langmann findet am 7. Dezember gleichzeitig am Lessing-Theater in Berlin und am Deutschen Volkstheater in Wien statt. —

Kunst.

— Wettbewerb um originale Werke graphischer Kunst. Die Verlagsbuchhandlung Seemann u. Co. in Leipzig schreibt für die „Zeitschrift für bildende Kunst“ einen Wettbewerb um originale Werke graphischer Kunst aus und hat dafür folgende Preise ausgesetzt, die unter allen Umständen ungetheilt ausbezahlt werden sollen: I. Preis: 500 Mark; II. Preis: 300 Mark; III. Preis: 200 Mark. Verlangt werden originale Werke in beliebiger technischer Ausführung (Holzschnitt, Radirung, Lithographie, diese auch mit mehreren Steinen) in einer, dem Formate der Zeitschrift für bildende Kunst (25 x 34 Centimeter) entsprechenden Größe (Maximalbildgröße 17 Centimeter breit x 24 Centimeter hoch). Die Wahl des Gegenstandes ist freigestellt, doch dürfen die eingesandten Arbeiten noch nirgends veröffentlicht sein. Die Einsendung hat bis spätestens zum 1. April 1898 anonym an die Verlagsbuchhandlung von Seemann u. Co. in Leipzig, Gartenstr. 17, zu geschehen. Von jeder Arbeit sind zwei Probedrucke (uneingerahmt), nur mit Kennwort versehen, einzuschicken. —

Völkerkunde.

t. Die Jesup-Expedition zur Erforschung der amerikanischen Urvölker hat den ersten Abschnitt ihrer Thätigkeit vollendet. Diese Expedition ist ein im großartigsten Maßstabe von dem Präsidenten des amerikanischen Nationalmuseums Jesup ins Leben gerufenes Unternehmen, welches der Reihe nach die Bevölkerung der nördlichen Küsten Nordamerika's und Asiens am Stillen Ozean erforschen wird. In diesem Jahre war das Ziel der Expedition, die aus drei Anthropologen, Dr. Boas, Farrand und Harlan Smith bestand, das britische Columbien, wo besonders die Stämme der Bella Coola-Indianer und der nördlichen Kwakwaka-Indianer erforscht werden sollten. Die Ergebnisse, die sich auf archäologische, anthropometrische und soziologische Studien erstrecken, sind sehr bedeutend und haben der Wissenschaft einen Schatz von Kenntnissen gereicht, der sonst vielleicht in wenigen Jahrzehnten verloren gewesen wäre. Von allgemeinem Interesse sind die Forschungen von Dr. Boas über die Mythologie der Bella Coola. Diese Indianer setzen das All aus 5 Welten zusammen. In dem obersten Himmel herrscht die höchste Göttin Quamails, darunter wohnen zahllose andere Gottheiten, deren mächtigste die Sonne ist, die von den Indianern „Unser Vater“ oder „der Heilige“ genannt wird. Die dritte Welt ist ein Haus am Zenith, das Haus der Mythen, ebenfalls von Göttern bewohnt. Die Gedanken dieser Götter werden von 4 Brüdern ausgeführt, die in getrennten Zimmern wohnen (wahrscheinlich die vier Jahreszeiten), daneben sind noch 10 andere Brüder, die mit den in diesem Lande besonders vielfeitigen Ceremonien des Winters beschäftigt sind. Am östlichen Himmel wohnt der „Himmels-Bär“, der den „Dämmerungsplatz“ bewacht. Im Westen des Himmels steht ein Pfeiler, an den die Sonne anstößt, damit sie bei ihrem Niedergange nicht in die Unterwelt hinabsinkt. 24 Wächter sind damit beauftragt, die Himmelsordnung aufrecht zu erhalten. Von diesen müssen drei stets um die Sonne fliegen, um ihren Lauf zu bewachen, an den Punkten der Sonnenwende steht noch je ein Wächter, der verhindern soll, daß die Sonne an diesen Stellen stehen bleibt. Die Erde ist eine Insel in einem großen Meere. Im fernen Osten sitzt ein Gott mit einer starken Stange in den Händen, an dieser hängen steinerne Seile, in denen die Erde ge-

halten wird. Unter der Erde ist die fünfte Welt, die Unterwelt, die von Geistern bewohnt ist. Dort ist alles verkehrt, und die Geister gehen auf dem Kopfe. Wenn auf der Erde Winter ist, ist dort Sommer, wenn hier Tag ist, ist dort Nacht. Die Indianer glauben an eine Seelenwanderung, Verstorbene können wieder geboren werden, wenn aber einmal ein Geist stirbt, so geht er zur untersten Welt, woher es keine Rückkehr giebt. Der Indianerstamm der Chilcotin ist im Zustande starker Zerkleinerung begriffen, da seit Einführung der Reservationen die meisten Leute dieses Stammes ihr Nomadenleben und damit den größten Theil ihrer Eigenart aufgegeben haben. Nur noch wenige Familien halten an dem alten Wanderleben im Gebirge fest. Von den Bella Coola brachte Dr. Boas eine vollständige Sammlung von Masken und Schnitzereien mit, außerdem wurden sehr interessante Studien über die darstellende Kunst dieser Indianerstämme gemacht. Nach dem glücklichen Ansatze zu schließen, wird die Jesup-Expedition eine der wichtigsten ethnologischen Ereignisse am Schlusse des Jahrhunderts bilden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Spargel-Salat (Lactuca spargosata) ist eine der am wenigsten bekannten Salatarten. Sie ist den Bindsalaten, der Sommer-Endivie ähnlich, bildet aber mehr Stengel- als Blättermasse und gilt dann für werthvoll, wenn der Hauptstengel bezw. die Blattstiele recht vollkommen ausgebildet sind. Die Stengel und Blattstiele dieser Salatart werden wie der Spargel benutzt, d. h. man schält sie soweit, daß die faserige Haut entfernt und nur die markige Kernmasse erhalten bleibt. Diese schneidet man in etwas mehr wie fingerlange Stücke, bindet sie und siedet sie in Salzwasser gleich dem Spargel weich — sie dürfen nicht zerfallen — und richtet sie entweder warm mit brauner Butter an, oder verpfeift sie kalt, mit Essig, Del, Pfeffer etc., etwas fein gewiegten Schnittlauch als Salat. In Galizien, speziell in Krakrau säuert man diese geschälten Stiele und Rippen, gleich den Salzgurken ein, dort bilden sie einen großen Handelsartikel und gelten mit recht als Delikatess. Man baut dort den Spargel-Salat nicht bloß zum Sommerbedarf in einer sehr frühen und mittelfrühen Sorte, sondern auch in einer für den Winter bestimmten Spätsorte, welche dort unter dem Namen Sloubis geht. Die Blattstiele werden dort in Bündeln von 60 Stück auf dem Markt gehandelt und finden zum Preise von 15—20 Kreuzer per Bund reichenden Absatz. Auch in Ungarn, Slavonien, Serbien und Rumänien ist der Spargelsalat sehr beliebt. Dort schießt Kopfsalat sehr leicht und darum verwendet man auch bis zur Blüthe die Blätter zur Salatbereitung. Man verwendet den Spargel-Salat von März bis Mai. Die Behandlung ist die des Kopfsalates, nur verlangt er etwas mehr Wasser wie jener. —

Astronomisches.

— Ueber die Ursache der Eigenbewegung der Sterne hat Newcomb in seiner „Populären Astronomie“ unter Zugrundelegung der für den Stern 1880 Groombridge als wahrscheinlich erkannten Geschwindigkeit von 200 engl. Meilen in der Sekunde folgende Betrachtung angestellt: Nimmt man die Ausdehnung des Universums so groß an, daß das Licht 30000 Jahre braucht, um es zu durchlaufen, die Zahl der Sterne im Weltall gleich 100 000 000 und ihre durchschnittliche Masse gleich fünf Sonnenmassen, dann würde die Masse eines so konstituirten Universums nur ausreichen, einem aus der Unendlichkeit zum Centrum angezogenen Körper eine Geschwindigkeit von 25 engl. Meilen in der Sekunde zu geben. Daraus folgt, daß entweder das Universum aus mehr Masse besteht und zahlreichere Sterne enthält, als die teleskopischen Prüfungen ergeben, oder daß 1880 Groombridge eine Ausnahmengeschwindigkeit besitzt und durch das Universum mit einer Geschwindigkeit fliegt, daß die Anziehung aller Körper ihn niemals aufhalten kann. („Naturw. Rundsch.“)

Technisches.

— Kupferplattirtes Aluminium. In der „Köln. Ztg.“ schreibt ein Fachmann: In jüngster Zeit ist es einem Nürnberger Werkmeister namens Wachwitz gelungen, Aluminium nach einer Art Schweißverfahren mit Kupfer zu plattiren; das plattirte Blech läßt sich wie gewöhnliches Kupferblech verarbeiten, also leicht und bequem löthen, salzen, verzinnen, vernickeln u. s. w. Die Plattirung kann man beliebig stark wählen, auch bei den dünnsten Schichten tritt beim Walzen oder Strecken keine Trennung ein. Nach einem im „Technikerverein Nürnberg“ vom Ingenieur Sattler gehaltenen Vortrage sind größere Musterbleche für die kaiserliche Marine und sonstige größere Establishments bereits vorgelegt worden. Standen bisher der wegen der Leichtigkeit des Metalls von aller Welt erwarteten weiten Verbreitung des Aluminiums die mangelhafte Löthfähigkeit, der Mangel an Widerstandsfähigkeit gegen zahlreiche Flüssigkeiten, namentlich auch Seewasser, und das Nichthaften des Anstrichs entgegen, so fallen diese Hindernisse jetzt mit einem Schlage. Die Industrie der leonischen Drähte, die bekanntlich in Nürnberg daheim ist, wird sich gleichfalls die Erfindung zu nutze machen; kupferplattirte Drähte sind verguldet und verübert das beste Material für Militärgespinnste und Ausführwaaren für Indien u. s. w., da gerade hier die Leichtigkeit für Fracht und Zoll besonders werthvoll ist. Da Aluminium nicht magnetisch ist und

bezüglich seiner Leistungsfähigkeit für Wärme und für Elektrizität nur von Gold, Silber und Kupfer übertroffen wird, so ist dem kupferplattirten Aluminium auch in der Elektrotechnik eine weite Verbreitung sicher. Und so scheint es denn, als ob das „tote Metall“ Aluminium, das dauernd ein „Material der Zukunft“ zu bleiben schien, sich jetzt zum „Metall der Gegenwart“ entwickeln würde. —

Humoristisches.

— Aus dem Leben. A.: Wer ist denn der Herr, den Sie eben so respektvoll grüßten? B.: Der? Das ist ein ganz gemeiner Kerl! — („Jugend.“)

— Geschäftsempfehlung und Verlobungsanzeige. In einem in Außeracht erscheinenden Geschäftsanzeiger war vor einigen Tagen folgendes Inserat zu lesen:

P. P.

Nachdem ich meine Konditorei von der Hafnerstraße nach der oberen Langstraße verlegt habe, fühle ich mich gedungen, meinen Freunden und Gönnern im Industriequartier für das mir geschenkte Vertrauen zu danken und sie um ferneres Wohlwollen zu bitten, indem ich damit die Anzeige meiner

Verlobung

mit Fräulein X. X. von Y. verbinde.

N. N.

Weitere Mittheilung über die Eröffnung und den Betrieb meines neuen Geschäftes folgt in nächster Nummer.

— Bureaokratie in Italien. Auf einer einsam gelegenen Eisenbahn-Station hat der Vorstand sich zu seiner Unterhaltung einen Hund zugelegt, der dann, wie die Hunde einmal sind, einem durchfahrenden Schnellzuge ein Stück Begeß laut bellend nachspringt. Darob erhält der Vorstand von seinem vorgesetzten Inspektor folgendes Schreiben: „Es ist uns bekannt geworden, daß der Hund Sw. Wohlgeboren den Zug Nr. . . wüthend angegriffen und eine geraume Weile verfolgt hat. Weil Sie solches gestatteten, erhalten Sie hiermit einen strengen Verweis mit dem Bemerken, daß solche Angehörigkeiten sich in Zukunft nicht mehr wiederholen dürfen.“ Bekürrt ob dieses Schreibens antwortet der Gemahregelte: „Ich habe meinen Hund streng getadelt und ihm anbefohlen, für die Zukunft den Angriff nicht zu wiederholen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— y. Vier Fischer von Nordeney wurden beim Schellfischfang vom Sturme überrascht. Das Boot kenterte und die Männer fanden ihren Tod in den Fluthen. —

— Eine eigenartige Sitte herrscht in der Gegend von Nachen auf dem Lande. Es ist dies das Ausrufen der Maisehähe. Wenn im Mai sich ein Liebespaar zusammengesunden hat, so erscheinen abends die jungen Leute vor den Fenstern des jungen Mädchens und proklamiren es nebst dem Liebhaber zu Maisehägen. —

— Im Magistratsgebäude zu Königsberg ist der Dachstuhl des einen Flügels niedergebrannt. Die darunter gelegenen Räume haben durch Eischwaffer stark gelitten. Der Brand ist wahrscheinlich durch Ueberheizung entstanden. —

— In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch wurden in Asch, Falkenau und Karlsbad mehrere theils heftige, theils schwächere Erdstöße verspürt. In den Karlsbader Quellen ist keine Veränderung zu bemerken. — Im Vogtlande nehmen die Erdstöße an Heftigkeit zu; die Bevölkerung beginnt ängstlich zu werden. —

— Eisenbahn-Unglück. Auf der Station Großbor der Strecke Budweis-Pilsen fuhr eine Lastzugslokomotive von hinten in einen verspätet eingetroffenen, auf der Station stehengeliebten Personenzug. Vier Personenwagen wurden zertrümmert, mehrere andere theilweise beschädigt. Fünf Personen sind schwer, neun leicht verletzt. —

— Infolge eines heftigen Weststurmes trat am Dienstag in Petersburg Hochwasser ein, welches mehrere niedrig gelegene Stadttheile überschwemmte. — Aus Reval und verschiedenen Orten am Finnischen Meerbusen werden Schiffsunfälle gemeldet. Die Dampfer „Lesly“ und „Castor“ sind gestrandet. In Reval wurden eine Anzahl Häuser vom Sturme beschädigt. —

— Die große Oper in Marseille ist wegen der festgesetzten täglichen Stände geschlossen worden. —

— Eine ganze Stadt durch einen Orkan zerstört. Der „New-York Herald“ meldet aus Guayaquil, die Stadt Loreto sei durch einen Orkan zerstört worden; nur wenige Gebäude seien stehen geblieben; der Verlust an Menschenleben sei groß. —

— In Stedonard bei Quebec (Kanada) fand ein Erderschüttung statt, wobei 40 Personen getödtet wurden. —

c. e. Von seinen eigenen Schülern mit Steinen und Knütteln todtgeschlagen wurde in Wexland, Hildory County (Vereinigte Staaten) der Lehrer James Allen. Er halte einige Knaben wegen ungezogenen Betragens nachsichtigen lassen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 21. November.